

Erinnerung an Franz J. Freindaller,

von Joseph Gaisberger,

reg. Chorh. v. St. Florian u. k. k. Professor.

(Schluß.)

Freindallers gemeinnütziges Streben, den Geist echter Religiosität und eines fortgesetzten Studiums der theologischen Wissenschaften unter dem Klerus zu verbreiten, und die Grundfeste unserer heiligen Religion allseitig zu schützen und zu wahren, konnte der Aufmerksamkeit der obersten Behörden seines neuen Vaterlandes nicht entgehen, und schon im Junius 1811 sah er sich zum Districts-Schulinspektor, und Dechant im Königlich-bayerischen Landgerichte Böklabruk in den ehrendsten und schmeichelhaftesten Ausdrücken ernannt.

Wenn er sich dieser Anerkennung seines redlichen Strebens in der Stille des Herzens freute, und das Amt, das ihm einen so schönen Wirkungs-Kreis eröffnete, achtete und liebte, so war er doch zu bescheiden, und zu sehr von der Wichtigkeit und Größe der übertragenen Bürde überzeugt, als daß er nicht inständig — freilich fruchtlos — bat, diese allerhöchste Gnade ablehnen zu dürfen. — Ob ihn bei diesem Schritte, den er nicht ohne einigem Kampfe mit sich selbst gethan, nicht eine dunkle Ahnung einer kummervollen Zukunft geleitet, will ich nicht untersuchen. — So viel ist gewiß, daß diese neue Würde die Quelle vielfachen und angreifenden Kummers für sein Herz wurde. —

Durch seine Stellung, als Dechant und Schulen-Inspektor, kam er notwendig in häufige, vielfache, oft unangenehme Verührung mit dem Königlich-bayerischen Landgerichte. Es war ihm seine Lage gänzlich verleidet; allenthalben sah er sich beengt in seinem Wirkungskreise, wenn nicht gehemmt, doch wenig unterstützt, oft die reinsten seiner Freunden verkümmert. — Mit welcher Sehnsucht, mit welch in-

niger Rührung sah er daher jenem schönen ersten Mai entgegen, wo die, von Oesterreich abgerissenen Ländertheile, nach schmerzlicher Trennung — in Kaiser Franz wieder ihren gütigen Herrscher verehren konnten; ein Tag, von dem Weissenbach so findlich schön, als wahr gesungen:

Es füllt sich jedes Aug' mit süßen Thränen,
Mit himmlischen Gefühlen unser Herz.
Ein Schild, ein Name zeigt sich unserm Sehnen,
Und jede Wunde heilt, und jeder Schmerz:
Und alles, was die herbe Zeit gewonnen,
In diesem Blicke ist es wiederkommen. —

Mit von Freude und Dankgefühl bewegter Seele rief Freindaller an diesem Tage seiner Gemeinde zu: „Wir werden einem Monarchen zurückgegeben, der auch im Unglück groß blieb; der, da er alles verloren zu haben schien, doch die Liebe seines Volkes nie verlor; der mit höchster Entschlossenheit allen Unfällen trotzte; gleich einem Fels unter stürmenden Wellen unbeweglich anhielt, und durch seine Standhaftigkeit das wandelbare Glück bahnte — einem Kaiser, der allen Fürsten und Völkern die höchste Verehrung abnöthigt, und dessen Regierung eine Schule künftiger Regenten sein wird.“

Durch diesen Tag, den er im Schooße seiner Gemeinde, mit eben so rührender als würdevoller Feier begangen hatte, fühlte er sich von mancher Wunde geheilt, die bisher im Stillen fortgeblutei hatte; mancher Kummer, manche Kränkung war verziehen und vergessen, die ihm, seit den letzten Jahren, Ruhe und Frieden geraubt hatten. Neuer Muth und neue Kraft ward ihm und der ernste Wille, zu zeigen, daß, ungeachtet einer siebenjährigen Trennung, seine Liebe und Anhänglichkeit an sein Vaterland, sein Eifer für die Beförderung schöner und edler Zwecke, keineswegs erloschen — nicht einmal erkaltet sei. Und wirklich traten schon in den ersten Monaten des folgenden Jahres, Ereig-

nisse ein, die seinen regen Eifer, seine vollste Thätigkeit, und die unermüdetste Ausdauer in Anspruch nahmen; ich meine: die Unruhen der sogenannten Pöschlianer.

Zur näheren Verständigung dürfte es nicht am unrechten Orte sein, die Entstehung, allmähliche Entwicklung, und die letzten grelben Ausbrüche derselben in einem kurzen, aber doch treuen Abrisse, bloß historisch darzustellen. Ohnehin enthielten gleichzeitige auswärtige Blätter hierüber so viele irrite, unrichtige, widersprechende, und auch ganz falsche Angaben, und zugleich ist in einem Zeitraumie von nun mehr als dreißig Jahren so vieles aus unserem Gedächtnisse entchwunden, oder in einer — an Ereignissen so überreichen Zeit, doch in etwas dunkleren Hintergrund getreten, daß auch derjenige, der damals mit dem Gange und der Wendung der Dinge etwas vertraut war, eine Auffrischung des Halbverwischten, eine Erinnerung an das, was so nahe und drohend an uns vorüberging, nicht ungerne sehen dürfte. —

Die Veranlassung zur Entstehung dieser religiösen Schwärmerei gab Thomas Pöschl. Zu Höritz, einem Marktflecken des südlichen Böhmen, 1769 geboren, ward er 1796 Freindallers Schüler zu Linz. In seinem Benehmen bescheiden, gutherzig, doch schon als junger Mann immer etwas düsteren und verschloßnen Sinnes, wurde er 1796 zum Priester geweiht. In der Seelsorge thätig und eifrig, aber — nicht ganz frei von abergläubischen Ansichten, genoß er einer besonderen Liebe und Anhänglichkeit seiner Untergebenen.

Als Katechet und Cooperator zu Braunau im Innkreise, begleitete er 1806 den unglücklichen Pöhl zum Richtplatze und gab ihm mit liebevoller Theilnahme jene Trostgründe an die Hand, welche in diesem Falle allein Beruhigung schaffen konnten. Da er später in eine Teufelsbeschwörungs-Geschichte verflochten, auch abergläubische

Lehren über die Einwirkung des Teufels auf die Menschen öffentlich vorgetragen, „das allgemeine Sittenverderbniß bejammernd, die Schuld davon den geistlichen wie den weltlichen Behörden zugeschoben, seine geistlichen Mitarbeiter als strafbare Miethlinge dargestellt; da er — durch höhere, der vollkommenen Frömmigkeit eigene Erleuchtung berufen — die nahen Strafgerichte der sündigen Welt mit „an Wahnsinn gränzender Zuversicht verkündigt, in Napoleon das apokalyptische Thier, in seinen Königen die Hörner desselben erkannt, und trotzend die weltliche Behörde „gegen sich aufgerufen hatte“ — ward er unterm 29. August 1812 — den kanonischen Gesetzen nicht ganz gemäß — auf königlich-hairischen Befehl, unverzüglich als Cooperator, nach Berndorf zu wandern geheißen.

Pöschl wendete sich unterm 19. Oktober 1812 unmittelbar an den König, berief sich auf sein Recht als eines investirten Benefiziaten, verwahrte sich feierlich vor dem Vorwurfe, abergläubische Lehren verbreitet zu haben, und bat in einem tiefen Religiosität atmenden Gesuche um eine unparteiische Untersuchung der gegen ihn erhobenen Klagen. —

Bevor noch eine allerhöchste Entscheidung erfolgte, ward Pöschl, weil er durch die Verzögerung seiner Abreise den Unterbehörden Troz zu biethen schien, mit Gewalt und unter polizeilicher Escorte nach Almpfarrwang im Landgerichte und Dekanate Vöcklabruck abgeführt. — In seinen Rechten gekränkt und im Gemüthe tief ergriffen, sah er seinen Stand in sich auf eine freche Weise entehrt und herabgewürdiget, und ward von jetzt an in seinen Aeußerungen und Urtheilen über geistliche und weltliche Vorsteher nur noch heftiger und bitterer, und fand bei seinen neuen Untergebenen um so mehr Glauben und herzliche Theilnahme, je eifriger und thätigerer in seinen Berufsgeschäften, je unbescholtener und tadeloser er in seinem ganzen Lebenswandel sich zeigte. Anfänglich von vielen als ein unschuldig Ver-

folgter Hemitleidet, ward er binnen Kurzem von den meisten geliebt, und von jenen sogar geachtet, die am Anfange gegen ihn eingenommen waren; kurz, nach wenigen Monaten sah er sich auch hier im Besitze eines fast gränzenlosen Vertrauens. —

Auch in Ampfelswang kam er auf jene Lehre, von der unmittelbaren Einwirkung des Teufels auf die Menschen zurück. Im öffentlichen wie im Privatvortrage, der immer herzlich und gutmütig war, äußerte er daher oft die Idee: „Jede innere Regung sei ein Werk des Teufels oder eines Engels, fronde Menschen würden von einem Engel, böse vom Teufel geleitet; die Sünde führe den Teufel, die Buße den Engel in's menschliche Herz.“ Um diese Sätze anschaulicher zu machen, verbreitete er das sogenannte Herzbüchlein *), das in der Folge, weil alles graß und roh stunnlich aufgefaßt wurde, unter Böschls Anhängern am meisten Unheil angestiftet hat.

Sein Einfluß auf die Gemüther der Pfarrgemeinde mehrte sich mit jedem Tage. Um so schwieriger war der Standpunkt des neuen Pfarrers, Johann Götz, der im Mai 1813 von der königlich-bayerischen Regierung nach Ampfelswang versetzt, sich überall und jederzeit mit einer Klugheit, Besonnenheit und würdevoller Umsicht benahm, die bei allen Gutgesinnten die gerechteste, dankbarste Anerkennung gefunden hat.

Böschls vertrauteste Schülerin, bei der er viele Stunden des Tages hinbrachte, war eine vierzigjährige Frau, Magdalena Siflinger, von gutem, sittlich reinem Charakter, aber überspannter Einbildungskraft, der Böschls Ideen ungemein zusagten. Da sie diese mit inniger Wärme ein-

*) Das menschliche Herz eine Werkstatt des Teufels, oder ein Tempel Gottes. Durch höchstes Rescript vom 18. September 1814, ward dieses Buch, als fanatisch und verderblich außer Kurs gesetzt. —

sog, war es begreiflich, daß sich vieles in nächtlichen Träumen, in mannichfaltigem Zauberlichte, bald heller, bald dunkler beleuchtet, und verschiedentlich schattirt und geändert, ihrer Fantasie darstellte. Pöschl erklärte diese Träume, so wenig es der Seherin einleuchten wollte, für göttliche Offenbarungen und drang in sie, ihm genau alles, was sie auf diese Weise sehe oder höre, mitzutheilen; ja er feuerte sie an, durch inbrünstiges Gebeth es dahin zu bringen, daß sich diese Erscheinungen, zu denen sich bald auch Stimmen gesellten, öfters wiederholten. Diese Visionen, die mit 20. Februar 1813 anfingen *), fast jede Nacht sich einstellten, und mit 22. Jänner 1814 schlossen, wurden von Pöschl eifrig aufgeschrieben und geordnet, und bezogen sich, wie Pöschls Reden in den mannichfaltigsten Formen, vornehmlich auf folgende drei Hauptpunkte: „Auf die wirkliche, persönliche Einwohnung Jesu Christi in dem Herzen des Menschen durch den Glauben; auf die Bekehrung der Jaden, „als des ausgewählten Volkes Gottes; auf die ernstliche „Buße der Christen, denen die äußersten Strafgerichte nahe „bevor stünden.“ —

Bis zum angeführten Zeitpunkte blieben diese Visionen, die von Pöschls Hand aufgezeichnet, nun schon drei-

*) „Der Anfang dieser neuesten Offenbarungen,“ sagt Pöschl in seinem Tagebuche, „geschah am 20. Februar 1813. Als sie „nämlich die unaussprechliche Liebe betrachtete, aus welcher der „Herr, Gottes Sohn, Schöpfer Himmels und der Erde — ein „geringer Mensch ward, für uns litt und am Kreuze starb, und „sogar in unserm Herzen wohnen will, wurde sie abermals, wie „schon öfters seit einiger Zeit vorher, zur inbrünstigen Liebe gegen ihn entflammt, und sah auf einmal im Geiste in ihr Herz „hinein, welches wie Krystall hellklar und durchsichtig erschien; „sah auch den göttlichen Heiland in seiner verklärten menschlichen „Gestalt daselbst, wie er eben einen prächtigen Ballast bauete, „mit dem Kreuze hineinzog und seinen Wohnsitz nahm.“

zig volle Bogen betrugten, ganz geheim. Am 22. Jänner 1814 vernahm die Seherin den zweimaligen Ruf*): „Er, „Pöschl nämlich, sollte nun öffentlich auftreten;“ was ich, sagt Pöschl in seinem Tagebuche, sogleich befolgte, indem ich Tags darnach, den 23. Jänner 1814, am 3. Sonntage nach der Erscheinung, am Ende der Frühlehre, die Aussprüche des Herrn in Rücksicht auf die Bekehrung der Juden und Buße der Christen öffentlich vortrug. —

„Ich trete im Namen Gottes auf,“ rief er dem versammelten Volke zu, „und habe vom Herrn den Auftrag, „der Welt anzukündigen, es sei der Zeitpunkt gekommen, wo „nach den Verheißungen der Propheten und Jesu Christi, „die Juden in die wahre Kirche eintreten werden. Gleichwie aber, als die Heiden zu den Zeiten der Apostel glänzig wurden, die Judenverwerfung geschah, so beginnt auch „jetzt die Verwerfung der jüngsten Christen, wenn sie nicht

*) In einem Berichte an das erzbischöfliche Konsistorium in Salzburg vom 23. Juni 1815, sagt Freindaller: „Das königlich-bayerische Landgericht schickte dem Unterzeichneten die Stieftochter der vorgeblichen Visionärin zur weitern Belehrung zu, die ihm gestand, ihre Mutter habe zu wiederholten Malen gesagt: „Sie sei bei dem Vortrage des Herrn Pöschl an jenem Sonntage sehr erschrocken, sie habe nichts von einem Auftrage des Herrn gewußt, daß er die Judenbekehrung und die fürchterlichen Grichte Gottes über die Christen hier schon in Ampfelswang verkünden soll, noch weniger ihm von einem solchen Auftrage etwas mitgetheilt.“ —

Die baldige Entfernung Pöschls von Ampfelswang, die Wendung der Dinge überhaupt, die sie gar nicht erwartet hatte, brachte sie auf einmal zur Besinnung. Sie zog sich jetzt ganz von den Pöschlianern zurück, und lebte, ohne die Schwärmerei zu erhalten, oder zu bestätigen, nach dem einstimmigen Zeugnisse wohl unterrichteter Männer, wieder ein still-frommes und anspruchloses Leben.

„Buße thun; große bald sichtbar werdende Strafgerichte
„warten auf die Unbußfertigen.“ —

Diese Worte, im Tone der Feier und Begeisterung vorgetragen, machten auf die Gemüther der Anwesenden einen unglaublichen Eindruck. Weinen und Schluchzen herrschte unter den Zuhörern. Als er noch am nämlichen Tage von seinem Pfarrer und wenige Tage darnach von Freindaller, seinem Dechante, hierüber zu Rede gestellt wurde, läugnete er nichts; doch alle Gegengründe, welche Freindaller gegen die Glaubwürdigkeit der vorgeblichen Offenbarungen vorbrachte, konnten nichts verfangen, da sich Pöschl immerfort auf die Heiligkeit und Allwissenheit jener Frau berief. — Ganz fruchtlos waren auch die freundlichen Warnungen Sayers, dem Pöschl das Tagebuch der neuen Offenbarungen zugeschickt hatte. „Ich habe,“ schrieb Sayer an einen Freund unterm 2. März 1814, „das Tagebuch „gelesen, und kann nichts anders sagen, als: Pöschl ist „getäuscht. Er soll zurücktreten von der ganzen Sache und „schweigen. Es würde nicht schwer sein, die klaren Spuren „der Täuschung nachzuweisen. Aber der Getäuschte hat „keine Augen dafür. Zurücktreten ist die einzige Weisheit. „Die weisesten Menschen unserer Kirche haben gelehret: „man müsse auf alle dergleichen Visionen kein Gewicht legen. „Wenn man aber etwas daraus macht, davon Notiz nimmt, „darauf sich stützt, so ist Täuschung und Fehlgriff unvermeidlich. So die besten, frömmsten Erleuchteten aller „Zeiten.“ —

Nach fruchtblosen Versuchen, ihn zur Erkenntniß des Irrthums zu bringen, erstattete Freindaller auf der Stelle einen umfassenden Bericht an das erzbischöfliche Konzistorium in Salzburg, und erhielt die Weisung: Pöschl'n das Offenbarungs-Journal abzufordern und durch Privatbelehrung noch einmal zu versuchen, ihn von seinen Irrthümern zu überzeugen. — Da auch dieser Versuch mißlang, wurde Pöschl von Ampfelswang abberufen, und Freindaller,

der für diese schwierige Aufgabe vorzüglich geeignet schien, erhielt den Auftrag, den Verirrten in sein Haus aufzunehmen und den angefangenen Unterricht fortzuführen. —

Mit Umsicht und schonender Liebe, und mit einer Unverdrossenheit, die nur das Ringen nach einem schönen und edlem Ziele verschaffen kann, leitete Freindaller diese Belehrung. Aber die Hindernisse waren unübersteiglich, und so oft er die vorgeblichen Offenbarungen näher beleuchtete und in ihrem wahren Lichte darstellen wollte, sah er sich mit den Worten, die er auch späterhin schriftlich wiederholte, unterbrochen: „Dies sei heiliger Boden, wo man kaum eine „Muthmaßung wagen dürfe; daß aber da der Herr geredet „habe, davon sei er — Pöschl, aus den klarsten Spuren „der Allwissenheit, die aber einstweilen nur ihm so klar „sein könnten, überzeugt; und wo der Allwissende spreche, „sei keine Täuschung, nicht einmal eine Möglichkeit dersel- „ben, ohne von der Allmacht und Heiligkeit, die sich in „diesem Werke so oft ausgesprochen, eine Erwähnung zu „thun.“ —

Weil nun auch der dritte Versuch mißlang, und Pöschl, gegen das Verboth seines Dechans und Lehrers, sich nach Ampfelswang begeben, (was man etwas sonderbar, weltli-cher Seits, dem Verewigten zum empfindlichen Vorwurfe machte), und auf offener Gasse die Verkündung seiner Lehren wieder angefangen, ward er auf Freindallers Bericht am 27. März 1814, in das Priesterhaus nach Salzburg abgeführt. Der unermüdet — thätige Sandbichler setzte den von Freindaller angefangenen Belehrungs- und Befehlungs-Versuch — leider auch fruchtlos — fort. Von be- trogen oder getäuscht sein hierin, wollte Pöschl durchaus nicht hören. „Wo Gott auftritt,“ schrieb er am 6. April 1814 an Freindaller, „da muß alle menschliche Autorität „zurücktreten, muß nieders fallen und anbeten — Kirche und „Staat. Hier ist jede Bemühung vergeblich. Soll ich, „um der Menschen willen, auch der besten, weisesten — dem

„Herrn treulos werden? Lieber will ich nicht leben. Man „muß hier die menschliche Weisheit in Staub legen, und „ein Kind werden; diesen Weg hat der Herr zum Glauben „erwählt. Wer immer mich von diesem Werke ernstlich ab- „bringen will, wird mir, wie einst Petrus dem Herrn, „zum Versucher.“ — Wahrhaft schreckliche Täuschung!

Da somit alle Versuche, Pöschl über das Irrige seiner Sache aufzuhellen, ohne allen Erfolg, gänzlich scheiterten; da er zugleich den Verkehr mit den andern Verirrten, wie sich im Verlaufe zeigen wird, auf eine sträfliche Weise fort- setzte, und einen verderblichen Einfluß auch in der Entfernung, auf die gewonnenen Gemüther fortwährend äußerte, ward er später, auf Freindallers wiederholt ausgesprochenen Wunsch: ihm durch eine weitere Entfernung jede Mittheilung unmöglich zu machen, nach Wien in das Defizienten- Priesterhaus gebracht.

Seine Anhänger blieben ihm auch nach der Trennung treu ergeben, und fanden, so lange er in Salzburg verweilten mußte, der strengsten Maßregeln ungeachtet, noch immer Mittel und Wege, mit ihm Rücksprache zu nehmen, ihn von allem zu unterrichten, was etwa in, und um Almpfetwang vorgehen möchte. — Er seinerseits ging so weit, seinen Anhängern Misstrauen gegen ihre ordentlichen Seelsorger, Argwohn gegen die weltlichen Behörden einzuflößen, sie für todte Glieder zu erklären, die abgeschnitten werden müßten. —

Solche Aussprüche waren für die Gläubigen der neuen Offenbarung die Worte eines unfehlbaren Drakels, die Stimme Gottes. Ihr Betragen hatte nun auch schon etwas charakteristisches: sie flohen den Umgang mit anders Denkenden, die ihnen sammt und sonders als Verworfene erschienen; sie legten Schmuck und Zierde in den Kleidern ab, führten eine Art gemeinschaftlichen Gutes ein, das jedem aus ihnen in Noth und Verlegenheit zu Gebote stand, äußerten eine innigere Andacht, tiefere Zerknirschung, und hießen insgemein: „die bethenden Leute.“ —

Die Gewalt, welche Pöschl über ihre Gemüther erlangt hat, mußte um so kräftiger und durchgreifender wirken, weil die Ungläubigen binnen kurzer Zeit die fürchterlichsten Schrecknisse treffen sollten; nur kurze Zeit noch, bis zu Ende des Jahres 1816 sollte die Gnadenzeit dauern, sämmtliche Juden sollten indeß bekehrt werden, das neue gereinigte Weltreich in der Stadt Jerusalem beginnen, wohin Pöschl selbst, als Papst, im Jubel und Triumph ziehen würde.

Das Jahr 1816 ging ruhig zu Ende und noch fiel den Getäuschten die Binde nicht von den Augen, vielmehr meinten einige, das Gebeth der Frommen habe „die Zeit des Zornfeuers Gottes“ hindangehalten, und die Sünden der Juden ihre Bekhrung bisher verzögert. — Doch allmählich begannen einige Glieder dieser Secte, nachdem die zweckmäßige Belehrung der benachbarten Geistlichkeit, die sich insgesamt von dem ersten Aufange dieser Schwärmerei, wie sich Freindaller in einem Berichte an das erzbischöfliche Konistorium in Salzburg, vom 23. Iunius 1815, ausgedrückt hat, mit Entschiedenheit gegen Pöschls schwärmerische Behauptungen erklärt hat, — verbünden mit strengen polizeilichen Maßregeln, hie und da die wohlthätigsten Folgen hervorgebracht hatte, in ihrem Glauben zu wanken, und ungezweifelt hätten sich nach und nach alle Anhänger verloren, hätte sich nicht ein ungebildeter, fanatisch-roher Landmann, Johann Haas, aus der Pfarrre Ottwang, am Anfang des Jahres 1817 beikommen lassen, zu behaupten: „Er sei in Pöschls Abgang von Gott zum Werkzeugen erkoren, den Glauben an die neue Offenbarung aufzurufen; er müsse als Haupt der Apostel das neue Jerusalem, die erneuerte und gereinigte Kirche regieren, und die e Juden zu Prag bekehren; Gott Vater sei ihm selbst erschienen, ihm die Zeit der Gerechtigkeit als nahe anzukündigen.“

Seine Worte fanden Beifall; sein Haus, das einige

Begeisterete den Sitz der Dreifaltigkeit nannten, ward jetzt der neue Vereinigungs-Punkt für die Gläubigen. Dadurch ermuthigt, fing er um die Mitte des Februars an, unter den sonderbarsten Gebräuchen *) Teufel auszutreiben.

Aufsteigende Zweifel schlug er mit der Aeußerung nieder: „Hierin dürften sie nicht einmal die Geistlichen hören; denn nun sei er von Gott aufgestellt, sie zu führen.“ —

Jede Burechtweisung — gelindere oder ernstere — verschmähte der neue Lehrer und Führer. Somit ward er, als Ruhestörer, am 21. Februar 1817 in förmlichen Verhaft genommen. — Doch bald ward seine Stelle durch Polirena Gstöttner, ein 20jähriges Mädchen, aus der Pfarrei Ottwang, ersetzt, die schon früher Pöschls Anhängerin, erst vor kurzen durch Johann Haas vom Teufel befreit worden war. Viel flüger als ihr Vorgänger, wirkte sie im Stillen, um so sicherer und eingreifender. — Sobald die weltliche Behörde, der die Sache mehr als religiöse Alberheit erschienen war, zu ernsteren Maßregeln schritt, entfagte Polirena diesem Geschäfte und entwich. — Sogleich trat ein anderes Mädchen, Anna Maria Burgstaller, aus Ampfelswang, die früher durch Polirena gereinigt worden war, an ihre Stelle, und fand, zumal in der Pfarre Ampfelswang, ungemeinen Anhang.

Plötzlich am 27. März 1817 verbreitete sich allgemein die Sage: „Nach zwei Tagen sei die Gnadenzeit geschlossen, und dann wären alle, die nicht den neuen Glauben angenommen hätten, und nicht gereinigt wären, verloren.“ — Nun wollte alles gereinigt werden; halbgekleidete Menschen zogen mit gelösten Haaren, in hüpfendem Gange, in einigen Dörfern der Pfarre Ampfelswang herum, und verkündeten das Ende der Gnadenzeit; andere sah man Haufenweise, mit dem

*) Wie einst bei Gäßner, wurden auch bei den Anhängern Pöschls die Teufel durch gewaltsames Treten und Stoßen der Besessenen ausgetrieben.

Laute eines eben Erstickenden, unter Anrufung der Heiligen, um einen in Konvulsionen liegenden, herumhüpfen, von dem sie vorgaben, daß er eben der Welt absterbe, um im Geiste aufzuerstehen. Schon sahen andere das Racheschwert Gottes gezückt; voll Hoffnung und Vertrauen auf den Herrn, und doch voll banger Unruhe über die Stunde die schlagen sollte, nahmen die Menschen einen ganz eigenen Charakter an. Alle still, düster, in sich versunken, und voll ängstlicher Erwartung der Dinge, die bald hereinbrechen würden.

Unter den von Anna Maria Burgstaller Gereinigten fand sich auch ein Landmann von Borderschlagen, einer Dorfschaft der Pfarre Almpfölland: Josef Haas, der seit der Reinigung an einem konvulsivischen Zucken, und dem unwiderstehlichen Orange gleich einem Hunde zu bellen, litt. Allmählich hatte sich in seinem Gehirne die Idee ausgebildet, er müsse um anderer Menschen willen diesen Zustand ertragen, und für sie streiten; zugleich habe ihm Christus die Reinigung aller übertragen. Sein Haus ward jetzt in den letzten Tagen des März des stillen Sammelpatz der Gereinigten, und unbegränzt ihr Zutrauen zu den Neuherungen dieses Mannes.

Den dreizigsten März kündete er bestimmt als den Tag an, an dem der Ruf des Herrn erschallen würde. Auf dem Fußboden seines Zimmers, die beiden Vortage, unbeweglich und starr liegend, bereitete er sich auf den großen Tag vor. Noch am Vorabende dieses, am 29., forderte er die zwanzigjährige Tochter seines Nachbars, Maria Hahinger auf, als Opfer für die Unreinen, von seiner Hand fallen zu wollen. Argwohnlos entschloß sich das Mädchen willig dazu, aufgemuntert auch durch ihre Ziehmutter, die sich freute, daß ihrer Tochter von Gott die Gnade zu Theile werden sollte, für die Vergehen und Sünden anderer ein Opfer zu werden. — In der Nacht des folgenden Tages ward sie wirklich, auf die gräßlichste Weise, in desselben

Hause, durch seine Hand hingepfert, ohne daß sie die Anwesenden um Hülfe rief, oder auch nur einen andern Laut von sich gab, als: „Hilf, Maria, hilf! Jesus, steh' mir bei!“ — Etwa eine Stunde vorher wollte er auch einen Nachbar, der sich immer kräftig gegen Pöschl's Lehre erklärt, und dadurch „viele Schäflein verscheucht hatte,“ ermorden. Mit seiner Tochter, Franziska, und einigen andern Fanatikern drang er mit einer Mordart bewaffnet in desselben Haus und befahl, im Namen Jesu alles todtzuschlagen. Die Nachbarinn sank von einer Art auf das Hinterhaupt getroffen, entseelt zu Boden; ihr Mann und ihre Tochter fielen unter ähnlichen Streichen betäubt zur Erde, wurden aber als todt liegen gelassen. — Mit Blut besleckt kehrte Haas mit seiner Gesellschaft in sein Haus zurück. Schon wollte er, nachdem er der Maria Haizinger mit einem Mordheil das Gehirn zerschmettert hatte, auch seine Frau und noch ein anderes Mädchen, gleichfalls eine eifrige Anhängerin der neuen Offenbarung, im Namen Jesu todtenschlagen, als er von letzterer entwaffnet, und bald auch von den herbeieilenden Nachbarn sammt den Anwesenden, die, wie bewußtlos und erstarrt den gräßlichen Mord angesehen, ergriffen, und nach Völkabruk abgeliefert wurde. —

Statt, daß durch diese gräßlichen Auftritte den übrigen Fanatikern die Binde von den Augen gerissen würde, bestärkten sie sich nur noch mehr in den vorgefaßten Meinungen, und die Zeit des Auszuges nach Jerusalem angekommen wähnend, zog am 31. März eine große Menge, Männer und Weiber, Säuglinge an der Brust, mit Hinterlassung aller Habseligkeiten, im fürchterlichsten Schneegestöber, in die nächsten Theile des Hausruckwaldes, fruchtlos erwartend, daß sich alles nach und nach an sie anschließen würde; bis auch diese in Verwahrung gebracht, binn gar kurzer Zeit zur Einsicht und Erkenntniß ihres Irrthums gelangten. —

Wie nun die politische Behörde die gerichtliche Unter-

suchung des Geschehenen mit Kraft und kluger Umsicht leitete, und die verschiedenen Grade von Vergehen und Verbrechen forgsam bestimmte, so schritt auch die geistliche Behörde mit gleicher Klugheit und zarter Schonung in religiöser und spiritueller Hinsicht ein. Zwei hochgeachtete, treffliche Männer des Linzer Domkapitels, Domdechant Johann Ev. Waldhauser, und Domscholaster Franz de Paula Haslinger*), übernahmen in Verbindung mit Freindaller das wichtige und schwierige Geschäft. —

Gleich in den ersten Unterredungen mit den Irregeleiteten, zeigte es sich deutlich, daß nicht böser Wille und verdorberer Sinn, daß nur unbegrenztes Vertrauen auf ihren Lehrer, und seine Worte, die sie großentheils rohstörrisch aufgefaßt, die Quelle ihrer Irrthümer sei. Gleich bei näherer Erklärung und Aufhellung der irrgen Ansichten und Punkte, traten fünfzig mit inniger Rene über das geschehene, zurück, an welche Freindaller, um sie in ihren Vorsätzen zu stärken, unterm 16. April ein rührendes Sendschreiben erließ. — Doch bei vielen der Verhafteten, darunter auch die Ziehmutter des geopferten Mädchens, die durchaus für eine vom Herrn Inspirirte angesehen sein wollte, blieben alle Versuche fruchtlos; starrstörrig behaupteten sie: „Nur aus Böschl's Munde könne Wahrheit kommen; nur er könne Worte des Lebens geben, und so lange er nicht auf der nämlichen Kanzel widerrufen, was er am 23. Januar 1814 auf ausdrücklichen Auftrag Christi gepredigt, so lange könnten sie von dessen Worten nicht abgehen.“

Diese Halsstörrigen, zu denen bald hierauf auch ihr Oberhirt fruchtlos gesprochen und sie aus Böschls Munde versichert hatte, daß sie ihren vermeintlichen Lehrer ganz mißverstanden haben, blieben in Böklabruk und der Nachbarschaft in strenger Verwahrung und Freindaller erhielt den Auftrag, sie durch Unterricht und fortgesetzte Belehrung

*) Beide rief seither der Wink des Allmächtigen vom Leben ab.

auf bessere Wege zu leiten. — Mit unermüdetem Eifer, oft bei den größten körperlichen Leiden, nur das Wohl der ihm so heilig anvertrauten vor Augen habend, unterzog er sich diesem Unterrichts-Geschäfte, mit Liebe und Sorgfalt setzte er es fort, und bald sah er seine Bestrebungen mit dem, für ihn ganz besonders lohnenden Erfolge gekrönt. Die Getäuschten und Irregeleiteten, selbst die Verstocktesten, schworen jeden Irrthum reuig ab, und kehrten voll Verwunderung über ihre Verblendung, nachdem sie auch durch den Ausspruch des niederösterreichischen Appellations-Gerichtes „in Unberacht des Mangels an Zurechnungs-Fähigkeit, von der Kriminaluntersuchung und von aller Schuld losgesprochen waren“, — in ihre Heimath, und zu ihren Geschäften und Feldarbeiten zurück, und die ganze Secte, die gegen dreihundert Personen umfasste, und in ihrer Richtung so gefährlich drohte, ist ohne allen Rückfall, selbst bis auf die leiseste Spur verschwunden; eine Erscheinung, die in der Geschichte menschlicher Verirrungen, zumal in Gegenständen der Religion — selten, vielleicht unerhört, und ganz einzig dasteht, der sicherste Beweis, daß man geistlicher und weltlicher Seits — was in ähnlichen Fällen so äußerst schwer ist, Energie mit kluger Umsicht, Kraft und Nachdruck mit zarter Schonung verbunden habe. —

Freindaller froh und beglückt in dem Gefühle, zum Wohle der Kirche und des Staates, und auch dieser Unglücklichen, sein Schärflein beigetragen zu haben, kehrte jetzt um so freudiger zur Fortsetzung seiner Zeitschrift, die er seit dem Jahre 1817 als neueste theologische Monatschrift herauszugeben angefangen hatte, zurück. — Doch nie fand sie jenen Beifall, jene Unterstützung wieder, deren sie sich vorher zu erfreuen gehabt hatte. Zeitumstände, Verhältnisse und Ansichten hatten sich geändert, Freindaller selbst war nicht mehr der rüstige, alles bethätigende Mann, der er vor fünfzehn Jahren gewesen; traurige Ereignisse, bittere, schmerz-

liche Erfahrungen hatten seinen Sinn getrübt, und körperliche Leiden seine Kräfte gebrochen; und nicht immer fand er die Stimmung, sich literarischen Arbeiten anhaltend hinzugeben; gleichsam nur ablauschen mußte er die heiteren Stunden, wo nicht Leiden des Körpers den Gedankenflug hemmten. Darum, weil er sich auf die Kunst des Tages so wenig verlassen konnte, stand er oft, wenn er sich aufgelegt fühlte, in Mitte der Nacht auf, las, studierte, schrieb, entwarf Skizzen, und forschte jenen Materien nach, die zeitgemäß und Bedürfniß schienen. — Außerdem hatte sich die Zahl seiner Mitarbeiter durch Todfälle mit jedem Jahre vermindert; die wenigen übrigen waren, durch ihre Verhältnisse und anderweitige Geschäfte behindert, zu wenig in der Lage, das Unternehmen mit Würde fortzuführen. Im Februar 1820 verlor er auch noch seinen Freund und thätigsten Mitarbeiter Dr. Alois Sandbichler. Dieser Verlust ging ihm ungemein zu Herzen, und so wie er ehemals Rehbergern öffentlich ein ehrendes Denkmal in seiner Zeitschrift gesetzt, so glaubte er auch diese erst dann aufgeben zu dürfen, wenn er auch Sandbichlers Namen, dieses letzte Opfer der Liebe und Freundschaft dargebracht haben würde. — Nachdem er diese traurige Pflicht mit gerührtem Herzen erfüllt, legte er noch im nämlichen Jahre die Redaktion der Monatschrift nieder, mit dem ruhigen und frohen Bewußtsein, bei seinem Wirken und Streben immer nur nach der besten und edelsten Absicht gerungen zu haben. —

Jetzt, nachdem Freindaller seine öffentliche Laufbahn geendet, nachdem er auch, — nicht ohne einiges Bedauern des hochwürdigsten Ordinariats, das in seinem und der Jugend Namen ihm für die segensvollen Dienste rührend dankte — das Amt eines Dechans und Distrikts-Schulen-Inspektors niedergelegt hatte, zog er sich gleichsam immer mehr in sich selbst zurück, wohl ahnend, daß er des freundlichen Daseins sich nicht mehr lange würde zu erfreuen haben. Dennoch war er, wenn körperliche Leiden, für welche Karls-

bad und Gastein Erleichterung, aber keine Abhilfe schaffen konnten, seine Stimmung nicht trübten, noch froh und munter, nahm regen und warmen Antheil an den Ereignissen der Zeit und den neuesten Leistungen, zumal im Gebiete der theologischen Literatur. Die wenige günstige Muße verwendete er auch jetzt noch zu literarischen Arbeiten, vorzüglich zu jenen, die vom erzbischöflich-salzburgischen Konsistorium zur Verbesserung des Diözesan-Rituals eingeleitet waren. — Wenn sich der gänzlichen Beendigung dieses so rühmlich begonnenen Unternehmens auch Hindernisse mancher Art in den Weg stellten, und eine neue Auflage des Diözesan-Rituals nicht zu Tage fördern ließen, so werden jene Männer, denen Freindallers Ritualsarbeiten zu Gesicht kamen, nie ohne Bewunderung jener flugen Vor- und Um- sicht, jener tiefen Welt- und Menschenkenntniß gedenken, von der jedes seiner Urtheile, jede seiner Aeußerungen die unzweideutigsten Beweise enthielt. —

Nach seiner Ansicht sollte das römische Rituale bei der Revision zur Grundlage genommen werden, an der Ehrwürdigkeit und dem Salbungsvollen des Ritus nichts verloren gehen, und der Ritus ein Gefäß der Tradition bleiben. Weil erst der Geist, mit dem etwas geschehe, Leben schaffen könnte und müsse, hielt er die lateinische Kirchensprache für kein Hinderniß der Erbauung des Volkes. „Der Priester bethe in jener,“ sagte er in seinem Gutachten über die Revision des erzbischöflich-salzburgischen Diözesan-Rituals; „die Umstehenden sehen seine Stellung, sein Antlitz, „das Andacht ausspricht; sehen ihn seine Hände erheben, „dann falten, dann Knie beugen. Soll dieser Anblick des „betenden Priesters nicht auch erbauen?“ „Das ist die „wahre Muttersprache,“ sagt Sailer, „die sich freilich nur „bei dem gottseligen Priester findet.“ —

Nach dieser Ansicht und den oben gegebenen Grundzügen hatte er nicht nur die von andern gelieferten Arbeiten beurtheilt, sondern auch selbst, den Taufakt und die

Krankenhilfe mit unermüdeter Sorgfalt ausgearbeitet, und dadurch den wärmsten Dank und den ungetheilten Beifall des erzbischöflich-salzburgischen Konsistoriums sich erworben. — „Sie haben,“ schrieb unterm 18. Julius 1824, an ihn einen trefflichen Mann, der die Seele des ganzen Unternehmens war, „vor Allen den größten Antheil an der Arheit des Rituals. Die Verdienste, welche sich Euer Hochwürden hiermit für die Diözese Salzburg erwerben, werden bleibend sein, und nie vergessen werden.“ — —

Im August des Jahres 1823 ging Freindaller, als einer der Abgeordneten seines Stiftes zum letztenmale nach Wien, um allerhöchsten Ortes das unterthänigste Wahlgesuch zu überreichen. — Das freundliche Entgegenkommen, die gütige Aufnahme, die er allenthalben fand, die für sein Stift von Allen geäußerte günstige Gesinnung, das Wiedersehen so mancher Freunde, mit denen er seit seinen Studienjahren in fast ununterbrochenem literarischen Verkehr gestanden — hatte recht wohlthätig auf den siebenzigjährigen Greis gewirkt, und fast neu belebt kehrte er von Wien zurück. Doch die Natur hat ihre Rechte. Im Dezember des nämlichen Jahres mehrte sich seine Schwäche zusehends, und die bisher noch ziemlich wünschenswerthen Lebens-Tage, denen es an freundlichen Sonnenblicken nicht fehlte, machten allmählig einem Zustande Platz, der eines jeden warme Theilnahme, und innige Wehmuth über das traurige Loos des menschlichen Lebens, daß wir nach und nach aller Blüthen und Blätter entkleidet zu werden pflegen, erregen mußte. — „Mein Zustand,“ schrieb er etwas später an einem seiner ältesten, geliebtesten Freunde, Matthäus Reiter, „ist noch immer erträglich; nur thut es mir wehe, daß ich keine Bewegung machen kann; zum Unglücke verliere ich auch die Leselust. — O warum sind Sie mit Ihrem Schweizerfreunde nicht gekommen? Welche Freude hätten sie mir gemacht! Ein Freund Sailers, ein Freund Reiters! Welche

„Empfehlungen! Wir werden uns wohl jetzt lange nicht „sehen; im Winter zu reisen ist für mich wohl kaum möglich.“ —

Von jetzt an beschränkte der edle Greis seine ausgebreitete Korrespondenz*) bis auf die allernothwendigste; fand sogar an der Lektüre periodischer Blätter, die er sonst fast mit Heißhunger verschlungen, wenig Interesse, klagte über lange Weile, und floh doch die Gesellschaft, weil er durch seine düstere schwermüthige Stimmung die Fröhlichkeit der Gegenwärtigen zu stören, oder doch wehmüthige Theilnahme zu erregen befürchtete. —

Mit der körperlichen Kraft schwanden allmählig auch die geistigen, vorzüglich das Gedächtniß, und so kam es, daß er, der sonst so gerne und mit so einnehmender Weise über alle Fälle und Ereignisse seine Ansichten, Gesinnungen und Urtheile mittheilte, nach und nach ziemlich einstellig und in sich gefehrt wurde. Nur einen Gegenstand gab es vorzüglich, den er nie ohne dem höchsten Interesse aufgriff, nie ohne inniger Liebe festhielt: dieß waren die Schicksale und der Zustand der katholischen Kirche; — fiel darauf das Gespräch, dann wurde sein Blick helle und leuchtend, seine Miene freundlich und heiter, und sanft strömte ihm die Rede vom

*) Außer den Männern, von denen im Verlaufe Erwähnung geschah, wechselte er noch Briefe mit einigen andern, deren Namen unter den ausgezeichneten glänzen, als: Fürst Primas von Dalberg, Graf Rajetan von Gaisruck, Kardinal und Erzbischof von Mailand, J. Ladislau Pürker, Patriarch von Benedig, dann Erzbischof zu Erlau, Leopold Graf von Firmian, Erzbischof von Wien, Jakob Frint, Bischof zu St. Pölten, Gregor Thomas Ziegler, Bischof von Linz, Rupert Kornmann, Abt von Prisling, Derser, Domherr und Prof. zu Breslau, Karl und Leander van Eß, in Marburg und Huisburg, Fr. K. Felder, Pfarrer von Walterds-hofen, für dessen katholische Literaturzeitung Freindaller eben so thätig, wie früher für die Wiener-Annalen, mitarbeitete.

Munde; unerschöpflich und mit Wärme schilderte er dann seine Aussichten und Hoffnungen für den blühenden Zustand derselben. Wenn er hiebei auch manchem politischen und kirchlichen Ereignisse, nach seiner individuellen Aussicht, eine zu große Wichtigkeit beilegte, und manche Folge desselben zu sehr im Zauberlichte der Fantasie schaute, so fühlte man sich doch durch die lebendige Schilderung jener Aussichten und Hoffnungen, die sein Gemüth ganz durchglühten, erwärmet und gehoben. —

Diese Ideen hatten seine Seele ganz durchdrungen; darum, als sollte die äußere Umgebung, gleichsam ein Spiegel seines Innern sein, waren die Wände seines Zimmers mit den Bildnissen der meisten Kirchenvorsteher unseres Vaterlandes, die ihn persönlich kannten und achteten, behangen. Gerne und oft schweifte er mit seinem Blicke von einem Bilde zum andern, und gedachte mit Liebe der Nahen und Fernen, und vor allen jener drei edlen und trefflichen Männer, die damals jenseits der Alpen, und in der Nähe der Karpathen mit frommer Hand das Heiligste pflegten, und freute sich herzlich, wenn er ihr Wirken und Streben mit dem erwünschten Erfolge gekrönet sah; es war ja ein Beitrag zur Verwirklichung jener Ideen, die seine ganze Seele erfüllten. —

Zwei Monate vor seinem Tode wollte er sein Stift und seine Mitbrüder, denen er so viele Beweise von Liebe und Achtung gegeben, noch einmal sehen, und Theil nehmen an der Feier des fünfzigjährigen Priesterthums seines ältesten Mitbruders und Freundes, Joseph Grabner, an dem er seit dem gemeinschaftlichen Probejahr, mit warmer unwandelbarer Jugendfreundschaft gehangen. In ungemein weicher Stimmung und sichtbarer Rührung wohnte er am 9. Oktober diesem Feste bei, durch das süße Vorgefühl aufgerichtet, nach Verlauf von vier Monaten — selbst als Hilfspriester — an Gott geweihter Stätte sich dankbaren, frommen Sinnes der Wege zu erinnern, die ihn die göttliche Vorsehung so lieblich geführet. —

Diese Idee nahm ihn — nach Greifessitte — von jetzt an sehr in Anspruch, die Freude regte ihn sichtbar auf, und er fühlte sich wechselweise angenehm zerstreut und gehoben. Im Schooße seiner Gemeinde, mit der er fast zwanzig Jahre hindurch Leiden und Freuden liebend getheilt, wollte er dieses Fest begehen; nur, wie es einzurichten, daß sich alle erheitern, erbauen, und für ihr eigenes Woos ermuntern und stärken möchten, darüber war er lange mit sich uneinig. — Endlich beschloß er, dieses Fest auf eine Weise zu feiern, die eben so neu und originell als würdevoll und passend für einen Priester ist, der, so lange es Tag ist, seiner theuern Gemeinde alles zu sein und zu werden strebt. „Ich habe zwei Stücke dermal besonders auf dem Herzen,“ schrieb er noch am 20. Dezember an einen seiner jüngsten Freunde. „Da es mir nicht möglich ist, eine feierliche Sekundiz zu halten, so kann ich seit längerer Zeit nach, was ich mit Nutzen substituiren könnte. Wenn ich Predigen könnte, so würde ich ein Paar Sonntage vor Lichtmessen einen Unterricht ertheilen, wie man einer Jubelmesse, besonders wenn sie der eigene Pfarrer hält, beiwohnen müßte. Weil aber dieses nicht sein kann, so brachte ich einen solchen Unterricht zu Papier, und fiel auf den Einfall, ihn drucken zu lassen, und in meiner Pfarr, allenfalls auch in meiner Nachbarschaft auszutheilen. Es müßte der Druck wegen der alten Leute groß und sehr leserlich sein. Da alles auf meine Kosten ginge, so würde jedermann sich gerne damit versehen. —“

„Allein, da es etwas neues ist, so möchte ich es nicht thun, ohne mich bei Herrn Prälaten und auch beim Konfistorium anzufragen, eigentlich um Erlaubniß dazu zu erhalten. — Was ich bei der stillen Messe, — anders kann meine Sekundiz nicht werden — noch weiter anordnen werde, um das Pfarrvolk zu erbauen, weiß ich selbst noch nicht. — Ich will diese stille Messe nicht zu einem Haupt-Gottesdienste erheben; meine Messe muß kurz werden, weil ich nicht lange stehen kann.

„Nun diesen Vorschlag betreffend bitte ich mir Ihre Meinung schriftlich aus, da wir mit einander nicht reden können.“ —

Dies war der letzte seiner Briefe. Was er in stiller Freude des Herzens, zur heiligen Feier weislich entworfen, geschaffen und angeordnet, hatte ihm selbst einige körperliche Kraft verliehen, die nicht sobald zu schwinden schien. Doch dies war wohl das letzte, zuckende Bluffflammen eines hinsinkendes Lichtes!

An der Neige des Jahres, am 29. Dezember mit dem Scheiden der Sonne, schied auch er; still und leise, und von den Umstehenden fast unbemerkt; ohne Krankheit, ohne Leiden, mit der Ruhe und Fassung des Edlen und Guten, bei dem der Glaube an ein besseres Jenseits, — diesen geheiligten Altar der Menschheit, wie ein gefeierter Dichter sich ausdrückt — zur frohsten Überzeugung geworden.

So hatte Freindaller, den Wink seines gütigen Monarchen mit heiliger Treue erfüllend, durch 20 Jahre ein kostspieliges, literarisches Unternehmen — nicht ohne großmuthige Unterstüzung seines Stiftes — unter den mannigfaltigsten Stürmen geleitet, und der gebildeten Welt eine Zeitschrift dargebothen, die den Geist des Studierens mehr und mehr erregte, der blinden Vorliebe für alles Neue, und der starren Anhänglichkeit an das Alte, das gehörige Maß und die rechte Richtung gab, und die — was nicht geringe zu achten — durch so viele Jahre das unschuldigste Vereinigungsbund für die Mitglieder des katholischen Klerus, und das anspruchloseste Mittel blieb, sich seine Ansichten, Ideen und Erfahrungen über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschen mitzutheilen. — Nie werden die Annalen der theologischen Literatur es verschweigen, daß der Verewigte durch selbe den Sinn für wahre, reine Religiosität, und eine feine humane Bildung, ohne welche der Geistliche unserer Tage nicht mit Würde das Heiligste der Menschen pflegen kann, in mancher Brust mächtig weckte und belebte, und so dem

theuern Vaterlande mit dankbarem Herzen vergaßt, was er in seinem überreichen Schooße, als Knabe, als Jüngling und als Mann Schönes und Gutes genoßen. —

Den stillen Beobachter befällt unwillkührlich innige Wehmuth, daß sich bis auf den heutigen Tag *) Niemand fand, der die von dem Verewigten so rühmlich gebrochene und begonnene Bahn, in gleichem Sinne und Geiste, und mit gleicher Liebe verfolgen möchte. Gäbe es wohl ein schöneres, edleres und erhebenderes Wirken, als die vielen vereinzelten Kräfte, denen oftmals auch die gehörige Richtung fehlt, bei einer Anstalt zu vereinigen, wo das, von Einzeln über die wichtigste Angelegenheit der Menschen Gedachte, Gefühle und Erfahrne, als Gemeingut mit der stillen, frommen Hoffnung niedergelegt würde, daß es recht vielen zur Ermunterung, zum Troste und zur Beruhigung werden möge; bei einer Anstalt, meine ich, die gleich der Monatschrift, den praktischen Theil vorzüglich im Auge haltend, den jüngern Geistlichen zu ihrer Fortbildung, und zur Erweiterung ihrer Kenntnisse Anregung geben, und behülflich sein, sie mit den wissenschaftlichen Fortschritten und den Bestrebungen der Zeit in Bekanntschaft erhalten könnte; nicht um der Zeit und ihren wechselnden Meimungen zu dienen, sondern um ihnen selbst, in dem Kampfe der Partheien, in dem verwirrenden Gedränge der Begebenheiten das leuchtende Ziel zu zeigen, um sie die Wahrheit vom Irrthume, die Wirklichkeit vom Scheine, das Bleibende und Ewige von dem Wechselnden und Vergänglichen sondern und hervorheben zu lehren. Auf warme Theilnahme dürfte eine solche Anstalt um so mehr zu rechnen haben, da sie, bei der entschieden falschen Zeitrichtung, bei den steten Angriffen auf alles, was ehrwürdig und heilig, einerseits mit jedem Tage dringenderes Bedürfniß ist, und ander-

*) Wir bemerken nochmals, daß Hr. Verfasser dieß im Jahre 1827 schrieb.

Am. d. R.

seits der ältere katholische Klerus unsers Vaterlandes, an Bildung des Herzens und des Geistes zuverlässig eine solche Stufe behauptet, daß er, der reinen Absicht sich bewußt, für die gute Sache, für das, worauf allein das Wohl des Einzelnen, wie des ganzen Staates zu gründen ist, mutig in die Schranken treten darf. Dadurch würde zugleich erreicht, was Freindaller so oft, und so heiß gewünscht: „Eine andere Hand möchte den Faden aufheben, wo er ihn fallen ließ.“ —
